

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND
1996

LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

REDE VON
GORDON A. CRAIG

GORDON A. CRAIG

»GEDANKEN EINES HISTORIKERS AM ENDE DES
JAHRHUNDERTS«

Am ersten Tage des 20. Jahrhunderts erschien in der Zeitung *The Levant Herald and Eastern Express* ein Kommentar, in dem es hieß:

»Der 1. Januar 1901 ist für die Mehrheit der Menschen, die auf dieser Erdkugel leben, ohne jede Bedeutung. Der Gregorianische Kalender ist nur einer unter vielen ... Für die Türkei, für ganz Asien und für große Teile Afrikas wird das Jahr 1901 keine besondere epochale Zäsur markieren.«

Den Menschen der westlichen Hemisphäre erschien das Datum jedoch wichtig, als Etappe auf ihrem Weg durch die Zeit, als bedeutsame Zäsur, anhand derer sich die Vergangenheit taxieren und die Zukunft projizieren ließ, als Symbol für Geleistetes und neu zu Schaffendes. Sie ließen sich von ihm in Begeisterung und Euphorie versetzen. Robert Musil beschrieb in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* die Stimmung, die sich breit machte, als das 19. Jahrhundert sich seinem Ende näherte:

»Aus dem ölglaten Geist der zwei letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich plötzlich in ganz Europa ein beflügelndes Fieber erhoben. Niemand wußte genau, was im Werden war; niemand vermochte zu sagen, ob es eine neue Kunst, ein neuer Mensch, eine neue Moral oder vielleicht eine Um-

schichtung der Gesellschaft sein solle. Darum sagte jeder davon, was ihm paßte. Es wurde der Übermensch geliebt, und es wurde der Untermensch geliebt; es wurden die Gesundheit und die Sonne angebetet, und es wurde die Zärtlichkeit brustkranker Mädchen angebetet; man begeisterte sich für das Heldenglaubensbekenntnis und für das Allermannsglaubensbekenntnis; man war gläubig und skeptisch, naturalistisch und preziös, robust und morbid; man träumte von alten Schloßalleen, herbstlichen Gärten, gläsernen Weihern, Edelsteinen, Haschisch, Krankheit, Dämonien, aber auch von Prärien, gewaltigen Horizonten, von Schmieden und Walzwerken, nackten Kämpfern, Aufständigen der Arbeitssklaven, menschlichen Urpaaren und Zertrümmerung der Gesellschaft. Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem; eine Illusion, die ihre Verkörperung in dem magischen Datum der Jahrhundertwende fand. Durch das Gewirr von Glauben ging damals etwas hindurch, wie wenn viele Bäume sich in *einem* Wind beugen, ein Sekten- und Besserergeist, das selige Gewissen eines Auf- und Anbruchs, eine kleine Wiedergeburt und Reformation, wie nur die besten Zeiten es kennen, und wenn man damals in die Welt eintrat, fühlte man schon an der ersten Ecke den Hauch des Geistes um die Wangen.«

Um diese Stimmung zu demonstrieren und um die wunderbaren neuen Anfänge zu diskutieren, wurde eine Reihe großer Kongresse und Ausstellungen veranstaltet, wie 1900 in Paris oder 1904 in St. Louis. Letztere stand ganz im Zeichen der Debatte zwischen denen, die fürchteten, die moderne Zivilisation pfeife aus dem letzten Loch, und denen, die sie an der Schwelle zu einem epochalen Schritt in eine bessere Zukunft sahen. Die Pariser Weltausstellung von 1900 gab sich nicht so zwiespältig; ihr Leitmotiv war der Lobgesang auf die naturwissenschaftlichen und materiellen Fortschritte der letzten hundert Jahre. Fünfzig Jahre später, während des Zweiten Weltkrieges, las Ernst Jünger das Tagebuch des französischen Philosophen Léon Bloy aus dem Jahr 1900 und fand zu seinem Erstaunen, daß Bloy von der Weltausstellung und ihren

Hunderttausenden Besuchern völlig unbeeindruckt gewesen war und ihr die kalte Schulter gezeigt hatte. Moderne Technik hatte er gleichgesetzt mit dem Nahen einer Katastrophe. Im Automobil, das im Zentrum der Jubelfeier stand, hatte er nichts weiter als ein Vernichtungswerkzeug *par excellence* gesehen, ein Symbol der Flucht vor den alten Werten und einfachen Freuden und der Todessehnsucht, ebenso wie in der Lokomotive. Bloy war freilich nach Meinung Jüngers ein »antimoderner Eremit« *sui generis*. Die vorherrschende Zeitstimmung im Jahr 1900 war dagegen geprägt vom Stolz auf die technischen Errungenschaften, die Bloy geringschätzte, und von einem optimistischen Glauben an den Fortschritt. Das war die durchdringende Botschaft, die sich aus den Beiträgen von Natur- wie Geisteswissenschaftlern ergab. Als Lord Acton 1895 in seiner Antrittsvorlesung als Regius-Professor für Geschichte der Neuzeit in Cambridge auf das »bedeutsame und zentrale Element der vor uns liegenden Geschichtszyklen« zu sprechen kam, verkündete er: »Die Beständigkeit des Fortschritts, des Fortschritts in die Richtung einer organisierten und gesicherten Freiheit, ist die charakteristische Tatsache der modernen Geschichte und deren Tribut an die Theorie von der Vorsehung.«

Heute, da wir uns dem Jahr 2000 nähern, ist von der Freudetrunkenheit und Zuversicht, die vor hundert Jahren die Szene beherrschten, einiges abgeblättert. Unter den Gelehrten, die den Mut haben, ein Bild der Zukunft zu skizzieren, finden sich mehr Bloys als Actons. Wie ein von der American Academy of Arts and Sciences eingesetzter Ausschuß in einem Programmentwurf für eine Konferenz über Tendenzen am Ende des Jahrhunderts schrieb: »Die Idee einer Erschöpfung der Kultur, eines allgemeinen Werteverfalls, ist heutzutage in stärkerem Maße eine verbreitete und weniger eine auf gelehrte Köpfe beschränkte Ansicht, als sie es im letzten Fin de Siècle war.« Beim Ausblick auf die Zukunft denken viele an Robert Burns' Gedicht vom Pflüger, der versehentlich den Bau einer Feldmaus zerstört und das Tierchen zu trösten versucht, indem er sagt:

»But thou art blest compar'd wi' me,
The present only touches thee.

But, och! I backward cast my ee
On prospects drear!
An' forward tho I canna see,
I guess an' fear.«

Die heute vorherrschende Stimmung ist um so bemerkenswerter, als unser Jahrhundert doch immerhin einige erstaunliche Errungenschaften aufzuweisen hat; denken wir nur daran, wie sehr die Relativitätstheorie und die Ergebnisse der Kernforschung unser Bild von der Welt und vom Universum, dessen Teil sie ist, verändert haben, oder welche ungeheuren Fortschritte in Medizin, Physiologie und Chirurgie durch die Beiträge der Biophysik und Biochemie zur Klärung genetischer Zusammenhänge, zur Erforschung von Keimzellen und Drüsenfunktionen sowie vor allem zur Entdeckung der Vitamine, des Insulins und des Cortisons möglich geworden sind, oder denken wir an die Entwicklung so mächtiger antibakterieller Kampfstoffe wie des Penicillins, des Sulphapyridins oder der heutzutage für jedermann verfügbaren Antibiotika Streptomycin und Aureomycin; oder an die Entwicklungen in klinischer Neurologie und Psychiatrie, die uns verbesserte Möglichkeiten beschert haben, seelische Krankheiten zu behandeln und gegen bestimmte Formen antisozialen Verhaltens anzugehen; denken wir daran, wie die Fortschritte in Psychologie und Soziologie unserem Strafvollzug und unseren Schulen zugute gekommen sind oder wie viele Aspekte unseres Lebens – und auch unserer politischen Realität – durch die Erfindung und technische Perfektionierung solcher Dinge wie des Automobils (trotz Léon Bloy), des Flugzeugs, des Kinos, des Hörfunks und des Fernsehens revolutioniert worden sind. Ein Film voller phantastischer Entdeckungen ist vor unseren Augen abgerollt, von der Entschlüsselung der Doppelhelix-Struktur der DNA über die theoretische Rekonstruktion der Entstehung des Universums bis hin zu einer Serie atemberaubender technischer Innovationen, für die Namen geprägt wurden – Transistor, Laser, Supraleitung, Computer –, die vor hundert Jahren nach Science Fiction geklungen hätten. Nichts deutet darauf hin, daß dieser Strom an technischen Neuerungen seine Kraft verlieren wird. Im

Augenblick befinden wir uns inmitten einer, wie manche sagen, Informations-Revolution, von der heute noch niemand einzuschätzen vermag, wo sie uns hinführen wird.

Schwieriger zu bewerten sind die Errungenschaften, die das zu Ende gehende Jahrhundert in Kunst und Geisteswissenschaften hervorgebracht hat; die meisten von uns dürften darin übereinstimmen, daß es in der Bilanz dessen, was es an Romanen und lyrischer Dichtung, an Musik und Philosophie vorzuweisen hat, nicht so gut dastehen wird wie das vorausgegangene Jahrhundert. Unübersehbar ist, daß die führenden Köpfe auf diesen Gebieten ärmer an Zuversicht und Optimismus waren als ihre Vorgänger und daß in großen Teilen der Literatur unserer Zeit entweder der Zweifel daran, ob das Leben der Gesellschaft von Vernunft regiert werde, im Vordergrund stand (ein Gedanke, der in grellem Gegensatz zur Grundeinstellung der Naturwissenschaftler unseres Jahrhunderts steht), oder das Postulat, wir müßten die Beschränkungen der Vernunft überwinden, um einen Zustand höherer Freiheit zu erreichen (ein Gedanke, der in weiten Teilen für die Malerei des 20. Jahrhunderts bestimmend war).

Andererseits wäre wohl auch die Ansicht vertretbar, wir bräuchten uns eines Zeitalters nicht unbedingt zu schämen, das uns die Werke von Romanciers wie Proust, Joyce, Kafka, Thomas Mann, Hermann Hesse, Camus, Ignazio Silone und Günter Grass, von Dichtern wie Hardy, Yeats, Rilke, Hofmannsthal, Apollinaire, Frost, Achmatova, Celan und Seamus Heaney, von Komponisten wie Richard Strauss, Strawinsky, Schönberg und, um nur einen wichtigen Namen aus dem Jazz zu nennen: Duke Ellington, von Philosophen wie Heidegger und Wittgenstein hinterlassen hat.

Fast unnötig scheint es, aus der Reihe der Errungenschaften unseres Jahrhunderts die triumphale Selbstbehauptung der Demokratie und den weltweiten Siegeszug herauszugreifen, den sie antrat, nachdem sie zuvor jahrzehntelang von den konkurrierenden Weltanschauungen des Faschismus und Kommunismus bedrängt und bedroht worden war. Oft ist die Demokratie als das gefährlichste aller politischen Experimente bezeichnet worden, weil sie mehr als

jede andere Staatsform der Verwirrung und Entmutigung, der Angst und Politikverdrossenheit Vorschub leiste.

Doch als dann ihr Fortbestand selbst auf dem Spiel stand, erwies sich die Demokratie als zähe Kontrahentin; ihre freiheitliche Grundorientierung, ihr Bekenntnis zu Pluralismus und Menschenrechten, die Flexibilität ihrer verfaßten Institutionen, ihre Fähigkeit, Opfer zu bringen, und ihre eingebaute Fähigkeit, mit dem Wandel schrittzuhalten, all dies erklärt die Dominanz und Stabilität demokratischer Strukturen in Europa und Amerika, in Indien und Israel, und ihr schließliches Fußfassen auch in Südafrika und im Fernen und Nahen Osten.

Als einen der großen Erfolge der Demokratie sollten wir die Emanzipation der Frau werten, deren vorläufige Bilanz im September letzten Jahres anlässlich der Vierten Weltfrauenkonferenz in Peking gezogen wurde. Hundert Jahre ist es her, seit die Frauen begannen, im sogenannten tertiären Sektor der Volkswirtschaft der entwickelten Länder – in Büros, im Einzelhandel, in den Pflegeberufen oder im Bereich telefonischer Dienstleistungen – eine maßgebliche Rolle zu spielen. Dies sollte sich als eine der auffälligsten Entwicklungen unseres Jahrhunderts erweisen. Die 1930er und 1940er Jahre brachten den Beginn weiblicher Präsenz auch in den arbeitsintensiven Industriebranchen, und zwar sowohl in den gewerblichen als auch in den kaufmännischen Bereichen, wenn auch überall in subalternen Stellung und bei schlechterer Entlohnung als ihre männlichen Kollegen. Ein Wandel zum Besseren setzte hier erst ein, als immer mehr Frauen den Weg der höheren Bildung gingen; sie taten dies schließlich in so großer Zahl, daß zu Beginn des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts in so unterschiedlichen Ländern wie den USA, Kanada, der DDR, Bulgarien oder Finnland der Anteil der weiblichen Studierenden fünfzig Prozent erreichte. Studienabschlüsse waren Eintrittskarten zu den gehobenen und freien Berufen. Einher mit dem Wandel der weiblichen Berufsbilder ging ein Wandel hin zu neuen Erwartungen und neuen Definitionen der politischen Rolle der Frauen. Es entwickelte sich eine machtvolle Bewegung für die Ziele der Gleichberechtigung und

Chancengleichheit; die Sanktionierung dieser Ziele ist zu einem sichtbaren Merkmal aller entwickelten Gesellschaften in der Schlußphase des 20. Jahrhunderts geworden. Wie es in der am 15. September 1995 verabschiedeten Pekinger Erklärung heißt:

»Wir sind überzeugt, daß die Ausstattung der Frauen mit Rechten und ihre volle Teilhabe an allen gesellschaftlichen Bereichen auf der Grundlage der Gleichberechtigung, einschließlich der Teilnahme an Entscheidungsprozessen und des Zugangs zu Machtpositionen, von grundlegender Bedeutung für das Erreichen von Gleichgewicht, Entwicklung und Frieden sind.«

Die Leistungen in den Naturwissenschaften und den schönen Künsten, der Siegeszug der Demokratie und die Emanzipation der Frau erscheinen mir bemerkenswert genug, um in dieser Zeit des ausklingenden Jahrhunderts wenigstens ein bescheidenes Maß an Optimismus zu rechtfertigen. Auf der anderen Seite werden wir tagtäglich an die dunkleren Seiten unseres Jahrhunderts erinnert, nicht zuletzt daran, daß auf die hehren Hoffnungen des ersten Jahrzehnts fast achtzig Jahre Krieg folgten, für den der Startschuß in Sarajevo fiel und für den nun wohl auch der Schlußvorhang in Sarajevo gefallen ist. Nur mit tiefer Traurigkeit erinnert man sich heute der Freude, mit der junge Europäer 1914 in die Katastrophe hineinstürmten; wie Bruno Frank reimte:

»Frohlockt, ihr Freunde, daß wir leben,
Und daß wir jung sind und gelenk.
Nie hat es solch ein Jahr gegeben,
Und nie war Jugend solch Geschenk!«

Clausewitz hat einmal geschrieben, es sei das Amt der Politik, zu verhindern, daß der Krieg zu seiner absoluten Form eskaliert. Es ist jedoch unbestreitbar, daß der Ausbruch der beiden größten Kriege unseres Jahrhunderts vor allem dem Abenteurertum und der Hilflosigkeit der Politiker auf beiden Seiten zu verdanken war. Man fühlt sich an den alten schottischen Witz von den Sündern in der Hölle erinnert, die zum lieben Gott sagen: »Lord, we didna ken« [»Herr, wir wußten nicht«], worauf der Herr mit calvinistischer Logik versetzt: »Well, ye ken noo.« [»Nun, jetzt wißt ihr's«]. Tat-

sächlich begann es den Politikern erst nach dem fürchterlichen Blutbad des Ersten Weltkrieges zu dämmern, welche Konsequenzen das große Schlachten, das sie zugelassen hatten, nach sich ziehen würde. In F. Scott Fitzgeralds Roman *Zärtlich ist die Nacht* [*Tender is the Night*] führt eine der Figuren nach dem Krieg einige Freunde zu den Schlachtfeldern an der Somme. Er sagt zu ihnen:

»Seht ihr den kleinen Bach dort? – Wir könnten in zwei Minuten zu ihm hinlaufen. Die Briten brauchten eine Woche, bis sie ihn erreichten, ein ganzes Empire bewegte sich im Schnecken-tempo vorwärts; vorne wurde gestorben, von hinten nachgeschoben. Und ein anderes Reich wich sehr langsam zurück, ein paar Zentimeter pro Tag; die Toten blieben liegen wie eine Million blutiger Teppiche. Auf der Strecke blieben die Religion, die Jahre des Überflusses und der bombenfesten Gewißheiten und die glasklaren Verhältnisse, die zwischen den Klassen bestanden hatten.«

Der Verlust dieser Werte machte sich in der Zeit nach dem Weltkrieg bemerkbar – die Nachkriegs-Generation war weniger zuversichtlich, unsicherer in ihren Wertmaßstäben, weniger einmütig in ihren Reaktionen auf Herausforderungen und Gefahren. Das war keine Rezeptur für den Frieden, und so folgte denn auch der Zweite Weltkrieg nur zwanzig Jahre nach dem Ende des Ersten. Die Technisierung des Kriegsführens, die im Ersten Krieg eingesetzt hatte, wurde ohne Unterbrechung vorangetrieben und erreichte ein Niveau, auf dem es für die zivilen Machtinstanzen immer schwieriger wurde, das Heft in der Hand zu behalten: Die vernichtende Wucht moderner Waffentechnik zerschmetterte die Koordination zwischen Staatskunst und Kriegsführung, die im 19. Jahrhundert der Gewalt noch Zügel angelegt und sie dem politischen Willen untergeordnet hatte.

Der Zweite Weltkrieg demonstrierte eine unbändige Tendenz zur Totalität, symbolisiert durch Ortsnamen, mit denen sich eine Sequenz des Grauens verbindet: Warschau, Coventry, Auschwitz, Dresden, Hiroshima. Er zerstörte die internationale Ordnung und hinterließ den Überlebenden ein fragiles bipolares System, das sich

im Schatten der atomaren Drohung bewegte. Wenn man will, kann man Trost aus der Tatsache saugen, daß die Menschheit große Zurückhaltung beim Einsatz von Atomwaffen geübt hat. Im Jahr 1139 erklärte Papst Innozenz II. die damals neu entwickelte Armbrust zu einer »von Gott verabscheuten und für Christen ungeeigneten« Waffe und verbot ihren Gebrauch. Dieses Verdikt des Zweiten Lateran-Konzils wurde freilich bald dahingehend abgeschwächt, daß der Gebrauch der Armbrust im Kampf gegen Moslems erlaubt sei, und es dauerte nicht lange, bis Christen damit auch auf Christen anlegten. Wir haben es besser gemacht und es geschafft, über fünfzig Jahre lang den Einsatz nuklearer Waffen zu vermeiden. Doch die Bedrohung besteht fort, dank der Weiterverbreitung dieser Waffen in der Zeit des Kalten Krieges. In einer Rede, die Sidney D. Drell letzten Dezember in Hiroshima hielt, wies er auf die Gefahren hin, die in dem bei den Wissenschaftlern vorhandenen Know-how schlummerten, »konkret in den 40 000 bis 50 000 Sprengkörpern, die sich heute im Besitz von mindestens acht Staaten befinden, latent in den ehrgeizigen Plänen anderer, und durch Angst und Hoffnung verknüpft mit den sich wandelnden politischen Beziehungen zwischen Staaten mit und solchen ohne Atomwaffen«.

Hier lauert eine Krise ohne Präzedenzfall, eine Herausforderung an Wissenschaftler und Diplomaten am Ausgang unseres Jahrhunderts. Wie Drell es ausdrückte: »Unsere Fortschritte bei der Entzifferung des menschlichen Genoms konfrontieren uns mit ungeheuren ethischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Fragen. Doch beim Umgang mit den thermonuklearen Massenvernichtungswaffen, deren Einsatz das Ende der Zivilisation bedeuten könnte, steht uns nur ein gefährlich enger Spielraum für Irrtümer zur Verfügung.« Viel wird von der Vertragstreue derjenigen atomaren und nicht-atomaren Staaten abhängen, die letztes Jahr das Abkommen über die unbefristete Verlängerung des Atomwaffensperrvertrages von 1970 unterzeichnet haben. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg wird sein, was bei den derzeit in Genf stattfindenden Verhandlungen über ein wirklich kompromißloses vertragliches

Verbot atomarer Tests herauskommt, dessen Ratifizierung für September 1996 vorgesehen ist. Präsident Clinton hat sich für dieses Abkommen bereits verbürgt, ebenso Boris Jelzin beim jüngsten Acht-Nationen-Gipfel im April in Moskau. Beide beharrten freilich auch auf ihrem Recht, den Vertrag aufzukündigen, »wenn sie sich in ihren vitalsten Interessen bedroht sähen.« Das könnte ein Signal dafür sein, daß noch Probleme ins Haus stehen.

Es sollte uns nicht überraschen, daß nach dem wirtschaftlichen Kraftakt des Kalten Krieges (der die Lebenskraft der Sowjetunion aushöhlte und auch schwer an den Ressourcen der USA zehrte) und nach den unendlichen Agonien von Vietnam und Afghanistan der Krieg in den westlichen Ländern unpopulär geworden ist und die Parole umgeht, er habe aufgehört, ein sinnvolles Mittel der Politik zu sein. Wie der amerikanische Politologe John Mueller vor nicht langer Zeit schrieb: »In der entwickelten Welt vermögen nur wenige, wenn überhaupt jemand, dem Krieg noch irgend etwas Attraktives oder Vorteilhaftes abzugewinnen; man hat sich angewöhnt, ein Ziel höher zu schätzen, das lange Zeit als unvereinbar mit dem Krieg galt: den Wohlstand.«

In dieser Aussage liegt ein Stück drolliger Naivität. Sie impliziert, daß unser Jahrhundert, das mit einem Kopsprung in den Krieg begann, gerechtfertigt als Ausweg aus dem Materialismus (so das von Bethmann-Hollweg ausdrücklich benannte Motiv), nunmehr den Krieg zu den Akten legt, indem es sich materiellen Werten verschreibt und sich den Wohlstand als höchstes Ziel erkürt. Ich argwöhne, daß die Sache so einfach nicht ist und daß auch entwickelte Länder gegen die Verlockung eines Krieges nicht gefeit sind, wenn sie ihren Wohlstand bedroht sehen, zum Beispiel durch die Gefährdung ihres Zuganges zu Rohstoffen, die die Grundlage dieses Wohlstandes bilden. So jedenfalls läßt sich der Golfkrieg von 1991 deuten.

Mueller und andere haben die zunehmende Irrelevanz des Krieges auch aus der Globalisierung der Weltwirtschaft abgeleitet, der damit einhergehenden Entstehung einer neuen internationalen Gesellschaft nicht-staatlicher Eliten und multinationaler Organisatio-

nen und dem Hervortreten komplexer Systeme wechselseitiger Abhängigkeit zwischen Staaten und Völkern, besonders im Wirtschaftsleben. Diese Entwicklungen erzwingen, so der Tenor der Argumentation, bereits heute die Abkehr von überkommenen Ansichten über wesentliche Grundzüge und Instrumente der internationalen Politik. Das mag sogar zutreffen, aber es wird Jahrzehnte dauern, bis daraus spürbare Veränderungen in bezug auf die Grundlagen des internationalen Systems erwachsen, das bis dahin auf den alten Gleisen weiterfahren wird.

Nicht außer acht bleiben sollte bei alledem die Tatsache, daß die Mehrzahl aller kriegerischen Auseinandersetzungen in der Welt von heute nicht *zwischen* Staaten stattfinden, sondern in deren Inneren, zwischen unzufriedenen Minderheiten und fanatisierten Nationalisten in Ländern wie Somalia, Ruanda, Bosnien, Tschetschenien oder Liberia. Um diese Bürgerkriege unter Kontrolle zu bekommen, müssen, zumindest im ersten Schritt, nicht-traditionelle Mittel angewandt werden, namentlich die von den Vereinten Nationen entwickelten und praktizierten Methoden wie präventive Diplomatie, Friedensstiftung und Friedensbewahrung; militärische Gewalt spielt dabei eine nachgeordnete, aber dennoch wesentliche Rolle.

In diesem Zusammenhang ist eine weitere historische Anmerkung zu unserem Jahrhundert am Platz; ihr Thema ist der Umstand, daß es uns trotz der schrecklichen Kriege, die uns heimgesucht haben, nicht gelungen ist, eine wirklich handlungsfähige internationale Organisation auf die Beine zu stellen. Das wackere Experiment Völkerbund scheiterte an der unzureichenden Beteiligung der Großmächte in den Aufbaujahren, an den Austritten der 30er Jahre und an dem unverhüllten Widerstand, den die britische Regierung lange Zeit von Austen bis Neville Chamberlain einer Gleichberechtigung der Mitgliedsstaaten in der Vollversammlung entgegensetzte.

Die Nachfolgeorganisation des Völkerbundes, die jetzt seit 47 Jahren besteht, während der Völkerbund es nur auf 20 Jahre gebracht hatte, hat unbestreitbare Erfolge erzielt. Vor gar nicht langer Zeit,

1988, erhielten die Friedenstruppen der Vereinten Nationen, nachdem dank UN-Vermittlung der Krieg zwischen Iran und Irak beendet worden war und UN-Kräfte den Rückzug der Kubaner aus Angola überwacht hatten, den Friedens-Nobelpreis. Andererseits schlug der Generalsekretär der UNO 1996 in einem Leserbrief an die *New York Times* Alarm, weil etliche Mitglieder, einschließlich der USA, mit ihren Beitragszahlungen so sehr im Rückstand waren, daß die Organisation Gefahr lief, am Jahresende mittellos dazustehen; um überhaupt weiterarbeiten zu können, müsse sie ihre Operationen zur Friedenserhaltung zurückschrauben, auf die Gefahr hin, die Erfolge der bis dahin geleisteten Arbeit in Ländern wie Haiti, Guatemala und Kambodscha aufs Spiel zu setzen.

Die Ironie ist grausam. Es ist gerade bei den Großmächten, die unter den Kriegen unseres Jahrhunderts so blutig gelitten haben, spürbar, daß man dort stärkste Ressentiments gegen die internationalen Organisationen findet. Die Rechtsparteien sowohl in Großbritannien als auch in den Vereinigten Staaten hegen ominöse und irrationale isolationistische Strömungen, die den Versuch, die Geschichte zu verneinen, repräsentieren.

Kehren wir aber noch einmal zu unserem eigentlichen Thema zurück. Das Council of Scholars der amerikanischen Kongreßbibliothek veröffentlichte 1993 eine Liste derjenigen Fragen, die seiner Empfehlung nach die Tagesordnung einer für 1997 geplanten Konferenz bestimmen soll, auf der darüber debattiert werden wird, wie gut das 20. Jahrhundert uns geistig auf den Eintritt in das nächste Jahrtausend vorbereitet hat. Eine dieser Fragen lautet:

»Warum ist unser Fortschrittsbegriff weitaus bedingter, ambivalenter, skeptischer geworden, als er es zu Ende des 19. Jahrhunderts war, so daß wir heute Zweifel daran hegen, ob neue Erkenntnisse mit Notwendigkeit Nutzen für die Menschen bringen?«

Man könnte auf die Idee verfallen, es sei womöglich die schiere Vertracktheit der uns am Ende des Jahrhunderts ins Haus stehenden Probleme, ihre Hartnäckigkeit – wenn nicht gar ihre Neigung, sich zu multiplizieren –, die, im Verein mit dem dumpfen Gefühl,

daß schmerzlichste persönliche Opfer gebracht werden müssen, ehe wir sie in den Griff bekommen können, dem durchschnittlichen Bürger eines westlichen Landes die Lust daran verleidet, sich rational mit ihnen auseinanderzusetzen, und ihn dazu verleitet, sie einem böswilligen Schicksal in die Schuhe zu schieben, das er weder in die eine noch in die andere Richtung beeinflussen kann. Das gilt sicherlich für das Problem der direkten und indirekten Kriege, das ich hier gestreift habe, und auf breiterer Ebene für die Tatsache, daß es in der Welt von heute buchstäblich von Waffen jeder Art wimmelt, deren bloßes Vorhandensein ein maßgeblicher Faktor für die Zunahme der Bürgerkriege und des internationalen Terrorismus sein dürfte.

Allein, so beunruhigend diese Probleme sein mögen, sie verblassen vor dem Hintergrund anderer, die man sich vor hundert Jahren noch gar nicht hätte ausdenken können. 1973 wiesen die Chemiker Rowland und Molina erstmals nach, daß die Emission von Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffen (FCKW) die Ozonschicht in der Atmosphäre schädigt; spätestens seit Anfang der 1990er Jahre ist allgemein bekannt, daß die Ozonschicht große Löcher aufweist, woraus sich, wenn es nicht gelingt, die Emissionen zu drosseln, früher oder später gravierende Folgen für die Umwelt ergeben werden. Zur gleichen Zeit begann man sich Gedanken darüber zu machen, daß das rasante globale Wirtschaftswachstum zur Quelle anderer ökologischer Schäden werden wird. Weltweit führt die Unersättlichkeit des modernen Kapitalismus zur Vernichtung von Wald- und Feuchtgebieten und bedroht die Existenz zahlreicher wildlebender Arten. Paul Ehrlich hat geschrieben, freilich nicht ohne heftige Kritik, daß die Welt an der Schwelle zu einer Periode absoluter Nahrungsknappheit steht, da die Gesamtbevölkerung der Erde noch vor Mitte des nächsten Jahrhunderts die Zehn-Milliarden-Marke erreichen könnte, wobei die westlichen Länder die meisten der Ressourcen verbrauchen, die die verarmten und sich stark vermehrenden Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika brauchen würden.

Was ist unter diesen Umständen die Bedeutung des Fortschritts? Wie können wir ihn definieren?

Im April 1914 ging ich zum ersten Mal nach Amerika an Bord des White Star Dampfers *Grampian* – Clyde Bank nach Montreal, Dauer 12 Tage. Im Juni 1935 ging ich zum ersten Mal nach Deutschland an Bord des Holland-American Dampfers RMS *Statendam* – Hoboken nach Rotterdam, Dauer 8 Tage. Ich kam dieses Mal nach Deutschland an Bord der Lufthansa, Flug 454 – San Francisco nach Frankfurt, Dauer zehneinviertel Stunden.

Das ist eine Art des Fortschritts, obwohl nicht im Sinne Lord Actons. Wir rasen durch die Welt und der Lohn unserer Geschwindigkeit und Rücksichtslosigkeit sind oft nur neue Sorgen, wachsende Unsicherheit und ein Verlust des Selbstvertrauens. Im Vergleich mit unseren Vorgängern im Jahre 1900 werden wir, wenn wir in das neue Jahrhundert eintreten, sicher nicht an der ersten Ecke den Hauch des Geistes um die Wangen fühlen. Das ist ein melancholischer Schluß zu diesen Bemerkungen. Aber für einen Historiker – oder zumindest für diesen Historiker – ist die Melancholie fast unvermeidbar.